

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitung Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tautzauer Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die Spaltenbreite mit 25 Pfg., für Werkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tautzauer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

## Sozialpolitische Aufgaben in Italien.

Leipzig, 3. April.

Wenn man die Sozialpolitik des Ministeriums Zanardelli-Giolitti ernst nehmen soll, so kann sie sich nicht auf eine gewisse Toleranz beschränken. Es ist gewiß anerkennenswert, wenn man den ländlichen Arbeitern das Koalitionsrecht zugesteht, obgleich das in einem modernen konstitutionellen Staatswesen eigentlich nur etwas Selbstverständliches sein sollte. Dies Koalitionsrecht wird oben drein manchmal sehr unerfreulich illustriert durch Bajonette, die in den Streikgebieten erscheinen und die stets gegen die Arbeiter gerichtet sind. Die Zustände Italiens erfordern zunächst eine positive Reformpolitik. Wie sehr die Arbeitergesetzgebung in diesem Lande im Argen liegt, ist bekannt, und wenn das Ministerium gegenüber dem Koalitionsrecht nicht so ängstlich ist wie andere Regierungen, so könnte es sich auch entschließen, mit einschneidenden Maßregeln auf dem Gebiete des gesetzlichen Arbeiterschutzes vorzugehen. Diese Regierung sollte sich das Ziel stecken, die deutsche Sozialgesetzgebung, die so vielfach als ein Muster für alle modernen Staaten bezeichnet wird, zu überflügeln, und vor allen Dingen einen den Umständen angemessenen Normalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter, welcher der Eckstein einer jeden zeitgemäßen Sozialgesetzgebung sein muß, einzuführen. Die Regierung, die sich entschließen würde, einen neun- oder nur zehnstündigen Normalarbeitstag zu befürworten, würde der Welt ein großes Beispiel geben. Dergleichen müßte der Arbeiterschutz auch auf das Land übertragen und damit die verlogene Behauptung der Latifundienbesitzer, so etwas sei „unmöglich“, widerlegt werden. Man kennt die Zustände in den Schwefelgruben Siziliens und auf den Reisfeldern der Romagna, die eines Kulturstaates so unwürdig sind, daß man jeden Tag, den sie weiter bestehen, für Italien als einen verlorenen betrachten muß.

Dieses von der Natur so reich gesegnete und zu jedem Glücke bestimmte Land hat bei allen Umwälzungen und unter dem unaufhörlichen Wechsel der politischen Formen nur eine Zunahme der Ausbeutung des Menschen durch die Klassenherrschaft und eine Vertiefung des sozialen Elends erfahren. Die alte Zerplitterung ist aufgehoben und das Papsttum, des Kirchenstaates endlich beraubt, das wie ein Schmaroger im Fleische Italiens hing, ist nur noch ein Schatten seiner früheren Macht. Aber wie einst nach dem

historischen Zeugnis des Plinius die Latifundien, in Viehweiden umgewandelt, das alte Italien zu Grunde gerichtet haben, so wurde durch das Latifundienstystem von heute die Landbevölkerung in Knechtschaft und Elend, in eine neue Sklaverei gestürzt, und es muß als eine der erfreulichsten Erscheinungen der ganzen neueren Geschichte Italiens bezeichnet werden, daß die ländlichen Arbeiter sich das Koalitionsrecht und damit auch zugleich einige nicht unbeträchtliche materielle Vorteile erringen konnten. Der Terrorismus der Großgrundbesitzer scheint allerdings mit dem Wachstum der ländlichen Arbeiterbewegung noch gleichen Schritt halten zu wollen, was freilich auf die Dauer nicht gehen wird.

Wie schlimm die Zustände Italiens sind, das beweist die alljährlich so ziemlich in gleichem Maße wiederkehrende Erscheinung der massenhaften Auswanderung italienischer Arbeiter. Diese Leute können in ihrer Heimat keine Arbeit finden — lohnende Arbeit schon gar nicht. Deutschland und Frankreich sind die Länder, welche diese Auswanderung hauptsächlich zum Ziel hat; ein starkes Kontingent geht auch nach Südamerika. In Zeiten der Krise wird diese Auswanderung für die erwähnten europäischen Länder drückend und bekanntlich haben die Konkurrenzkämpfe zwischen italienischen und französischen Arbeitern schon zu blutigen Katastrophen geführt. Wenn die Italiener als Lohnrücker auftreten, so machen wir das den Arbeitern selbst nicht zum Vorwurf; sie haben sich dabei jene Bedürfnislosigkeit angewöhnt, die allein es ihnen ermbälte, unter den heutigen Verhältnissen überhaupt noch zu leben. Die Unternehmer sind es, die diese Bedürfnislosigkeit ausnutzen und damit die Löhne drücken. Sie sollten es unterlassen, in dieser Zeit der Krise, da bei uns noch kaum eine Besserung der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt zu verspüren ist, massenhaft Italiener als Konkurrenten der deutschen Arbeiter heranzuziehen. Aber die italienischen Arbeiter, zum großen Teil auch noch durch Agenten herbeigezogen, wissen recht wohl, daß der „Patriotismus“ der deutschen Unternehmer beim Geldbeutel aufhört und daß sie sich auf die „Vaterlandslosigkeit“ der meisten derselben verlassen können. Zwar haben im vorigen Jahre zahlreiche italienische Arbeiter Deutschland wieder verlassen müssen, da für sie keine Arbeit zu finden war. Viele waren auch von Agenten geprellt worden. Das alles hat aber nicht verhindert, daß in diesem Jahre der Zugang italienischer Arbeiter so stark ist, wie kaum jemals. Er hat sogar trotz der Krise in diesem Jahre ungewöhnlich früh begonnen. Vom Bodensee wird gemeldet, daß dort gewöhnlich 400 bis 500 Mann, manch-

mal sogar bis 700 Mann an einem Tage über den See befordert werden, die dann sich in den deutschen Staaten ausbreiten. Man kann sie auf den Bahnhöfen Süddeutschlands und der Reichslande zahlreich sehen und dabei auch noch die Erscheinung beobachten, daß die Ueberfiedlung ganzer Familien häufiger ist als früher.

Der deutschen Arbeiterwelt, die von der schrecklichen Geißel der Arbeitslosigkeit so schwer heimgesucht wird, muß diese Massenemigration in einer Periode der Krise die schwersten Besorgnisse verursachen. Der deutsche Arbeiter, in einem rauerem Klima herangewachsen, kann sich nun einmal die „verdammte Bedürfnislosigkeit“ des Italieners nicht angewöhnen, der sich oft mit einer Nahrung bescheidet, die der Deutsche absolut nicht genießen könnte. Der deutsche Arbeiter braucht mehr zum Ersatz seiner verbrauchten Kräfte, und seine Ernährung muß bei den durch die ausländische Konkurrenz gedrückten Löhnen meist eine ungenügende bleiben.

Die deutschen Arbeiter, so sehr sie unter dieser Konkurrenz leiden, haben nie die Gehässigkeit gezeigt, wie sie in anderen Ländern gegen die Italiener zu Tage getreten ist. Der Klassenbewußte deutsche Arbeiter begreift, daß der Italiener eben genau so das Opfer seiner heimischen sozialen Verhältnisse ist, wie der chinesische Kuli.

Aber diese Dinge legen der italienischen Regierung die Pflicht auf, ihre Sozialpolitik dementsprechend einzurichten. Sie kann, als die Regierung eines Klassenstaates, die Kalamität nicht aus der Welt schaffen. Aber sie kann vieles dagegen thun. Sie kann eine Regelung der Arbeitszeit anstreben; sie kann bei den öffentlichen Arbeiten in Staat und Gemeinde für mehr Beschäftigung sorgen und sie kann, wenn sie das sein will, wofür sie sich ausgiebt, eine internationale Verständigung über Durchführung von Arbeiterschutzmaßnahmen anregen, die vielleicht bis zu einem gewissen Grade schon durchgeführt worden wäre, wenn Bismarck sie nicht immer wieder hintertreiben hätte, dessen Gehässigkeit gegen die Arbeiter keine Grenzen kannte. In solchen Dingen ist es besser, wenn vorläufig auch nur verhältnismäßig geringes erreicht wird, als wenn der Ausbeutungsfreiheit gar keine Schranke gezogen ist. Ohnehin müssen die Zugeständnisse schrittweise dem verhärteten Egoismus der besitzenden Klassen abgerungen werden — wenigstens in diesem Moment.

Wir haben leider keine allzu große Hoffnung, daß die italienische Regierung sich als allen diesen Aufgaben vollkommen gewachsen erweisen wird. Sie treibt zu viel Schautelpolitik.

## Arbeiter, Parteigenossen! Rüstet zum 1. Mai, dem Weltfeiertag des internationalen Proletariats!

### Senilleton.

Nachdruck verboten.

### Ehepaar Orlov.

Von Maxim Gorki.

Uebersetzt von Michael Geosanoff.

„Ach, wenn Du mich doch tötest!“ sagte Matrrena tief aufseufzend, machte sich von seiner Hand los und wandte sich von neuem von ihm ab. Und Grigorij selbst wich plötzlich vor ihr zurück. Er war bestürzt, nicht über das, was sie sagte, sondern über den Ton, in dem sie es sagte. Er hatte jene Worte schon mehr als einmal aus ihrem Munde vernommen, aber so hatte sie sie noch nie gesagt. Und daß sie sich ohne Furcht vor dem Messer von ihm weggewendet hatte, vermehrte sein Erstaunen und seine Verblüffung. Einige Sekunden vorher wäre es ihm leicht gefallen, sie zu schlagen, aber jetzt konnte er es nicht und wollte es auch nicht. Fast erschreckt durch die Gleichgültigkeit gegen seine Drohung schleuderte er das Messer auf den Tisch und fragte sie mit stumpfer Wut:

„Zum Teufel! Was willst Du eigentlich?“  
„Nichts will ich, nichts!“ rief Matrrena gepreßt.  
„Aber Du, was willst Du? Bist Du gekommen, mich totzuschlagen? Nun, so thu's nur!“

Grigorij sah sie an und schwieg. Er wußte nicht, was er thun sollte und er brachte keine Klarheit in seine verworrenen Empfindungen. Er war mit der bestimmten Absicht gekommen, über die Frau zu triumphieren. Gestern bei ihrem Streit war sie stärker gewesen als er, das fühlte er, und das erniedrigte ihn

vor sich selbst. Sie sollte sich unbedingt wieder vor ihm beugen, er begriff nicht, weshalb das nötig sei, aber es stand bei ihm fest, daß es nötig sei. Eine leidenschaftliche Natur — hatte er in diesen vierundzwanzig Stunden viel durchlebt und durchdacht und — als unwissender Mensch — wußte er sich in dem Chaos von Gefühlen nicht auszufinden, die die ihm von seiner Frau kühn entgegengeschleuderte, der Wahrheit entsprechende Beschuldigung in ihm erweckt hatte. Er begriff, daß das eine Auflehnung gegen ihn war, und er brachte das Messer mit, um Matrrena zu erstechen; er hätte sie auch getödtet, wenn sie seinem Verlangen, sie zu unterdrücken, nicht solch einen passiven Widerstand geleistet hätte. So aber stand sie vor ihm, wehrlos, von Gram erfüllt — und dennoch stärker als er. Es wurmte ihn, das sehen zu müssen, und dies Gefühl wirkte ernüchternd auf ihn.

„Höre — Du!“ sagte er. „Du, sei nicht widerspenstig! Du weißt, wahrhaftig, ich gebe Dir eins in die Seite... und aus ist es! — Und die ganze Geschichte hat ein Ende!... Sehr einfach...“

Da er fühlte, daß seine Worte keine Wirkung hatten, verstummte Grigorij. Matrrena stand immer noch von ihm abgewandt und rührte sich nicht. Fieberhaft schnell ging etwas in ihr vor, wie eine Abrechnung über alles, was sie bis jetzt mit ihrem Manne erlebt hatte, und wieder pochte die zudringliche Frage: „Was soll nun werden?“

„Motrja!“ sagte Grigorij plötzlich leise, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte und sich zu seiner Frau niederbeugte. „Bin ich denn schuld, daß alles so ist... nicht in Ordnung ist?... Mir ist ja so schlimm zu Mut!“

Er drehte den Kopf hin und her und seufzte:  
„Mir ist so schlimm zu Mut! Mir ist ja eng... der

Welt! Ist denn das etwa ein Leben? Da sind die Choleraerkranken — was sind sie? Können sie mir etwa helfen? Die einen werden sterben und die anderen werden genesen, ich aber muß weiterleben. Aber wie? Das ist ja kein Leben... der reine Kampf ist es... soll einen das nicht kränken? Ich weiß es doch ganz genau, nur, ich kann's nicht so sagen... daß ich so nicht leben kann... aber wie ich es nötig hätte... weiß ich nicht! Die da kuriert man und erweist ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit... ich bin ja gesund, aber wenn meine Seele krank ist, bin ich denn besser daran als sie? Du, denk doch nach, ich bin doch schlimmer daran wie ein Choleraerkranker... ich habe im Herzen Krämpfe... da steckt der Haken... Du aber schreist mich an... Du meinst, ich wäre ein Vieh? Ein Säufer... und sonst nichts? Ach, Du... was bist Du für ein Weib! Von Holz...“

Er sprach leise und deutlich, aber sie hörte ihn kaum. Sie war zu sehr mit ihrer Kritik der Vergangenheit beschäftigt.

„Also, Du schweigst...“ sagte Grischa und lauschte dabei auf ein neues, starkes Gefühl, das in ihm wuchs. „Warum aber schweigst Du? Was willst Du?“

„Nichts will ich von Dir!“ rief Matrrena aus. „Was hast Du auf mich los, was quälst Du mich? Was ist denn los?“

„Was! Ja daß... also...“

Aber da fühlte Orlov, daß er ihr nicht sagen könne, was er gerade wollte — es so zu sagen, daß sie es auch gleich ohne weiteres verstehen könnte. Er begriff, daß sich schon etwas zwischen sie geschoben hatte, etwas, das sich nicht mehr mit Worten zerschlagen ließ, wie ein Stein...

Pfötzlich loderte hell eine wilde Wut in ihm auf. Er